

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuykill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Keading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold P. U. W. E. L. E., in der Süd-Guten Straße, zwischen der Franklin- und Chesnut-Straße.

Jahrg. 10, ganze Num. 475.

Dienstag den 10. October, 1848.

Laufende Nummer 7.

Bedingungen: — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superlativ-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Dollar des Jahres, welcher in halbjährlicher Vorausbezahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, dem werden \$1.50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Unterschreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. — Briefe und dergl. müssen postfrei eingesandt werden.

Der Sohn der Nacht.

[Schluß.]

Durch den Hülfesruf der Frauen und das Geräusch dieses nächtlichen Kampfes waren einige Leute aus den nächstgelegenen Häusern herbeigezogen worden; die beiden Räuber hatten die Flucht ergriffen und Madame S. wurde von ihren nachbaren nach ihrer Wohnung gebracht, während den auf der Erde liegenden Richard einige Menschen mit erschreckter Miene umgaben, die nicht wußten, welchen Beistand sie ihm leisten sollten.

Nach einigem Ueberlegen schien es ihnen doch das Natürlichste, den Verwundeten in das Haus derjenigen Person zu bringen, die er mit Gefahr seines eigenen Lebens aus den Händen der Boswörter befreit hatte. Auch Madame S., nachdem sie in ihrem Zimmer sich etwas von ihrem Schrecken erholt, hatte daran gedacht, ihre Leute zum Beistand der jungen Menschen fortzuschicken. So wurde denn Richard in ein Zimmer des Erdgeschosses gebracht, wo ihm schnell ein Lager bereitet wurde, während man einen Arzt aus der Nachbarschaft herbeiholte.

Obgleich Richard nicht sprach, so war er doch bei völligem Bewußtsein, das Messer blieb in der Wunde stecken, aus welcher das Blut in Strömen floss; Niemand wagte es herauszuziehen, in der Hoffnung, daß der Arzt nicht lange auf sich würde warten lassen.

Welche Gefühle aber durchzogen des Kranken Herz! Richard, mit gastfreundlicher Sorgfalt umgeben in demselben Hause, wo er einige Wochen früher als Räuber erschienen war, aufgenommen von derselben Frau die er ihres ganzen Vermögens beraubt hatte. Er, der Dieb, der Sohn der Räuber, hörte jetzt nahe bei seinem Lager jene Stimme, die ihn seit seiner ersten Bekanntschaft schon aus der Ferne erbeben ließ, er sah jetzt hellbeleuchtet von allen Seiten in seiner nächsten Nähe, jene sanften Züge, die er das erste Mal so bleich und erschreckt von seiner plötzlichen Erscheinung, gesehen hatte, er fühlte auf seiner heißen Stirne die kleine ängstlich zitternde Hand, die jetzt wahrcheinlich durch den von ihm begangenen Raub zu harter Arbeit verurtheilt war. Sein Blut kochte in den Adern; es strömte mit Macht der offenen Wunde entgegen, und es schien, als sollte es bis zum letzten Tropfen entströmen.

Der Arzt erschien. Es war ein erfahrener Mann, der Gelegenheit gehabt hatte, in den Spitälern der Hauptstadt jene furchtbaren Wunden zu behandeln, die mit den Messern gemacht worden, die das gemeine Volk zu seiner gewöhnlichen Waffe erkoren hat. Er zog die Klinge mit Geschicklichkeit heraus und bemerkte zur großen Beruhigung Aller, daß sie nur die Rippen gestreift hatte, mithin keines der wichtigen Lebensorgane verletzt worden sei und keine Gefahr das Leben des Patienten bedrohe.

Madame S. konnte sich eines freudigen Ausrufes nicht enthalten; sie beugte sich über Richard, der während der Operation keine Aeußerung des Schmerzes angedeutet, hatte, und drückte ihm ihre Dankbarkeit und Freude aus, die sie empfand, daß seine muthvolle Aufopferung keine gefährliche Folgen für ihn haben würde.

Nachdem der Arzt die Wunde verbunden, entfernte er sich, indem er allen guten Trost gab. Wie erschrocken er aber am andern Morgen, als er den Kranken vom heftigsten Fieber ergriffen sah, das außer seiner Beredung gelegen hatte. Die Frau, welche Nachts gewacht hatte, erzählte, daß der Kranke, immerwährend phantasiert habe, daß er geweiht sich verflucht, sich selbst für den Räuber gehalten und die sonderbarsten Reden geführt habe. Als gegen Morgen Madame S. selbst erschienen war, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, versiel er in einen Zustand von Ohnmacht und gab keinen Laut von sich.

Der Arzt sah nun wohl ein, daß die Wunde nur Nebenache sein würde, und daß es sich hier hauptsächlich um eine hitzige Krankheit handele, die sich plötzlich erklärt habe.

Der Kranke wurde mit Liebe und Sorgfalt umgeben, und Alles an ihn verschwendet, was sein Zustand erheischte: Er sprach nicht, und wenn Madame S. alle Tage kam, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen, so murmelte er ein unverständliches Wort, neigte den Kopf und eine lebhaft rote Färbung stieg ihm in die Wangen, und eine Thräne perlte in seinem Auge. Nur während der Nacht und der heftigsten Fieberanfälle sprach er. Dann führte er seltsamliche Reden, welche die Umstehenden nicht in Zweifel ließen, daß er den Verstand verloren habe. Er hielt sich dann selbst für den Räuber statt den Besizer der Dame, er klagte sich des schwersten Verbrechens an, und wollte hinaus in die finstere Nacht und sprach von Tod und Verderben.

Nach und nach gelang es der Kunst des Arztes, diese fürchterlichen Phantasien zu dämpfen. Der Augenblick der Genesung rückte heran, und der Augenblick der Aufklärung so manches Dunkeln in dieser Begebenheit durfte vorausgesetzt werden.

Während des stärksten Fiebers hatte man in Gegenwart der jungen Wittwe, die Kleider des Verwundeten untersucht, um zu sehen, ob nicht ein Papier seinen Namen und seine Wohnung verrathen würde, und welcher Klasse der Gesellschaft er angehöre. Allein wie sehr war man erstaunt, nicht das Geringste zu finden. Seine Kleider zeugten von einem gewissen Wohlstande, ohne jedoch einen jungen Menschen nach der Mode zu bezeichnen. Seine Gesichtszüge hatten etwas Stolz und Hohes, besonders wenn ein ruhiger Schlummer auf ihnen lagerte. Jedesmal wenn Madame S. ihn mit Theilnahme gefragt hatte, ob sie nicht die qualvolle Ungewißheit seiner Aeltern oder Freunde mit einigen Worten beschwichtigen sollte, hatte er den Kopf nach der andern Seite gekehrt, und durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß er weder Aeltern noch Freunde besitze. Man schloß aus diesem Allen, daß Richard wohl ein armer Student sein möge, der sich seiner traurigen Lage schäme.

Wie nun aber seine Gefundheit, sich wieder immer mehr und mehr befestigte, wurden auch seine Gedanken immer mehr und mehr befestigt, wurden auch seine Ausdrücke wieder lichter und bestimmter. Er erkannte nun wohl, daß sich eine heftige Leidenschaft, seiner bemächtigt habe, und er fühlte, mehr noch als früher, welcher schmutzige Abgrund ihn von dem Gegenstande seiner Liebe trenne. Sein letztes Verbrechen hatte er selbst an derjenigen Person verübt, die er liebte, und dieses fohortete ihn jeden Augenblick, und seine Lage wurde dadurch entsetzlich.

Eines Tages hörte er über sich die Töne eines Flügels. Es war die Wittwe deren Zimmer gerade über dem seinem gelegen war. Dieselbe Melodie schlug an sein Ohr, die er sonst gehört, wenn er heimlich auf dem Rasen, des Gartens liegend, sich an dem Duft der ihn umgebenden Blumen berauschte und an den Gesang seiner stillen Anbetung dachte.

Da ergriff es ihn plötzlich wie Wahnsinn und er recitirte mit lauter Stimme einige jener schönen Verse, die er früher gehört, wenn die Wittve in den heißen Augustnächten bei geöffnetem Fenster las, und sie zu ihm heruntergetragen wurden, auf dem Fittig der balsamischen Nachtluft. Sie hatten sich seinem Gedächtnisse eingepägt. So war es auch jetzt wieder; die Fenster waren wieder geöffnet, die balsamische Luft des Gartens strömte herein und die Sonne nahm so eben Abschied von dem einsamen Hause in den Champs Elysees.

Richard's Stimme wurde von Madame S. sogleich vernommen; die Verse kannte sie wohl, aber mehr noch war es der Ton dieser Stimme, der sie auf bestrem-

dende Weise ergriff.

Der Genesende war aufgestanden und hatte sich zum erstenmale angekleidet. Madame S. konnte der Reizung einer unbestimmten Neugierde nicht widerstehen, es lag etwas Geheimnis darin, über das sie sich keine Rechenschaft geben konnte; sie ging hinab zu ihrem Gaste.

In diesem Augenblicke verläßt Richard alle Ueberlegung, er befindet sich in einem Zustande der höchsten Exaltation des berauschendsten Glückes. Er spricht mit hinreißender Beredsamkeit von seinem Danke, und seine leidenschaftliche Bewunderung wählt Ausdrücke, vor denen Madame S. erschrecken muß.

Doch wach' ein Augenblick! Ploßlich erlebten Beide; eine innere Stimme, eine übernatürliche Regung scheint sie ergriffen zu haben. Die Wittve hat die Stimme, die Gestalt, die Stellung des Menschen wiedererkannt, den sie einst in ihr Zimmer bringen sah in jener fürchterlichen Nacht, wo ihr das Geld geraubt wurde.

Das kleine Mädchen, das neben ihr saß; ergriff sie nun voll Hast, preßte es an ihren Busen und eilte voll Entsetzen nach der Thüre, blaß und kaum fähig sich aufrecht zu erhalten. Sie hatte kein Wort gesprochen, aber ihr Blick verrieth Alles.

„Sch' bin's!“ schrie Richard, indem er zu Boden stürzte, „ja, ich bin jenes Ungeheuer!“

„Das ganze Glück meines Kindes!“ rief schmerzvoll Madame S.

„Weim Himmel! ich will's ersehen u. müßte ich es wo anders stehlen!“ — dann fügte Richard leise hinzu: Ich will es meinem Vater wieder nehmen.“

Madame S. hatte das Zimmer verlassen, ohne diese Worte zu hören. Sie eilte in ihr Schlafgemach und fiel dort ohnmächtig in einen Sessel. Man umgab die arme Frau und war bemüht sie zu sich selbst zu bringen. Es war ein ewiges Gehen und Kommen im Hause.

Richard vernahm diese Unruhe und wußte wohl, daß er die Ursache derselben sei, und finstere Ahnungen stiegen in ihm auf.

„Laßt ihn entfliehen, o laßt ihn entfliehen!“ sprach Madame S., als sie wieder zu sich gekommen war, aber Niemand verstand den Sinn dieser Worte.

Richard allein hatte sie verstanden. Er schlug mit dem Kopfe heftig gegen den Boden und zerfleischte seine Brust mit den Nägeln gleich wie ehemals, wenn er im Schatten der Bäume das Haus umirrte. Ploßlich ermannt er sich; er erhebt sich vom Boden, springt aus dem Fenster, und eilt durch den Garten mit der Schnelligkeit eines Pfeils.

Einige Minuten darauf hörte man von der Brücke einen schweren Körper in das Wasser stürzen.

Leute in Rähnen eilten herbei und suchten nach dem Verunglückten. Als sie den Körper des jungen Mannes herauszogen hatte er bereits aufgehört zu leben.

Der Leichnam wurde in der Morgue ausgestellt; aber kein Theilnehmender wollte sich melden. Er wurde darauf als Unbekannter verscharrt.

Vom besten Dupont.

An einem kalten Februar-Morgen, der Boden war etwa zehn Zoll tief mit Schnee bedeckt, sah ein festgeschlossener Zirkel von halbfrorenen Stadtleuten um den Ofen herum in M's Barstube. Sie saßen so eng beisammen, daß es unmöglich war sich dem Ofen zu nähern, und der Ring glich einem mächtigen Wagenrade, — die vielen Beine, die gegen den Ofen hingestreckt waren, bildeten die Speichen, der Ofen die Nabe und die Frierenden die Felgen. Keiner fühlte sich aufgelegt eine Story zu erzählen und aus Langerweile hatte man alle Zeitungen in der Stube zur Hand genommen. Bei diesem Zustand der Dinge trat Doktor Z. in die Barstube, rief seine Hände und

machte einige Bemerkungen über das Wetter. Seine Nase war blau, sein Kinn schnatterte und seine Blicke drückten das Verlangen nach einem Plaze am Ofen aus. Aber vergebens, — keine Seele machte ihm Plaz.

„Experiment! es ist kalt,“ sagte endlich der Doktor, um die Aufmerksamkeit auf seine Lage zu lenken.

„He? du sagst es ist kalt,“ antwortete einer aus dem Zirkel, „ich denk auch es ist kalt draus auf der Straße,“ und rückte sich ein Wischen näher zum Ofen hin.

Doktor Z., obwohl sehr reizbar, ist einer der gutherzigsten Menschen von der Welt, liebt ein Späßchen und ist bekannt als ein Teufels-Wagehals. Nachdem er einen Augenblick gewartet, brummte er etwas durch die Zähne und verließ das Zimmer. Er ging über die Straße in einen Stof und machte einen Paß aus Steinkohlenasche etwa vier Zoll lang und zwei Zoll dick, und in eine Ecke desselben that er ungefähre einen Suppenlöffel voll Schießpulver.

Wieder in die Barstube eintretend gab er dem Wirth einen Wink, und hat den bestgenaturtesten Mann unter der Gruppe, seinen Stuhl etwas zu rücken, damit er sich wärmen könne.

Dr. Z. stellte sich mit dem Rücken dem Ofen zu, zog die Rockflügel von einander, und fing ganz gutmüthig an den Yankee Doodle zu pfeifen.

Nach einer Weile bemerkte Einer: „Müßt ein guter Morgen sein zum Hasenjagen.“

„Ja,“ sagte Dr. Z. und nahm den gerade seinem Zweck passenden Gegenstand auf, „ich denke es wäre gut, ich will gleich selbst gehen.“ Ich habe jaust nau zwei Pfund vom „besten Dupont“ (eine vorzügliche Sorte Schießpulver) gekauft, der beste Artikel in der Stadt.“

Bei diesen Worten nahm er sogleich den Paß aus der Tasche, riß das Eck, wo er das Pulver hingehalten, weg, schüttete etwa einen Löffelvoll auf die Hand und warf es in das Feuer.

Die Explosion brachte den ganzen Zirkel auf die Beine und alles remonstrirte gegen eine Wiederholung des Experiments und der Wirth bemerkte:

„Bihent! du thätst besser einem Manne das Haus aufsprengen thätst du nicht?“

„Wenn du viel sagst, thu ich,“ sagte Dr. Z. in scheinbar großer Hitze. „Ich schmeiß die ganzen zwei Pfund grad so lieb als nicht in den Ofen.“

„Das thät ich gleichen zu sehen,“ sagte der Wirth vertrauensvoll.

Du denkst ich hab' nicht 's Herz,“ rief Dr. Z.

„Ja, das denke ich,“ sagte der Wirth schnippig.

Nicht eher hörte er die Worte „nicht Herz haben,“ als er die Ofenthüre aufriß und den ganzen Paß in's Feuer warf und der Thür zusprang.

Himmel und Erde! wie die Kerls auseinanderflogen: Keiner verweilte um seinen Stuhl wegzuschleichen — der ganze Ring schlug einen vollkommenen Purzelbaum; Arme und Beine verheddelten sich und der Wirth war ohne Gleichen. Jeder sprang nun nach Thüren und Fenstern zur Rettung seines theuern Lebens.

Einer entkam durch die Hinterthüre, übersprang eine fünf Fuß hohe Fens ohne anzuerkennen, und eine Hinterstraße hinab, immer dann und wann in die Höhe schauend, um fallenden Trümmern auszuweichen.

Ein anderes langbeiniges Individuum galoppirte die Straße hinab, sich 45 Grad vorwärts beugend, und seine Rockflügel standen hinten hinaus wie ein Kometenschwanz.

Einer von ihnen, der keinen Weg des Entkommens sehen konnte, und seit seinen Schuljahren nicht mehr gebetet hatte, fiel auf die Knie und betete: „Ich glanbe an Gott den Vater“ etc und das „Vater Unser.“

Wenn man auf heutigen Tag noch zu

irgend einem der Betheiligten vom Hasenjagen spricht, hat er in zwei Minuten den Rock aus.

Friedens-Vote.

Vom deutschen Raucher.

Gewiß, es ist doch herrlich, daß man in unserm deutschen Vaterlande immer weiß, wie man daran ist. Was in einem Lande Gesetz ist, das ist's auch immer im andern, man weiß immer was erlaubt und verboten ist; das kann man beim Tabakrauchen erfahren.

In Wien darf man vor einem Wachtposten nicht öffentlich rauchen, man darf ja kaum vor den Wachen öffentlich schnaufen. In München gibt's bloß öffentliches Weibrauch. In Stuttgart darf man nicht rauchen, man könnte ja sonst das allgemeine, vielgepriesene Schreiberglück nicht sehen. In Karlsruhe ist's erlaubt, ausgenommen auf dem engen Schloßplaz. In Darmstadt darf man nicht rauchen, sonst könnte man das Glockenspiel überhören, das die Melodie vernehmen läßt: nun ruhen alle Wälder. In Frankfurt darf Alles rauchen, sogar die Juden. In der Residenz Wiesbaden, kann man seinen Tabak und sein Geld in Rauch öffentlich aufgehen lassen. In Hanau, Fulda und Kassel ist's kurbesslich verboten. In Gotha wird man für gutes Geld gestraft, wenn man öffentlich raucht. In Weimar darf man nicht öffentlich rauchen, man könnte sich sonst an der Zeitung vergreifen, die ein sehr gutes Papier hat. In Leipzig darf man rauchen, die Leipziger können sogar ungerochnes Pulver riechen. In Dresden darf man nicht rauchen, es ist aber erlaubt; man kann sich dort sogar von einem nicht ausgewiesenen Polen etwas Feuer ausbitten. In Berlin ist das Rauchen wie natürlich, verboten, selbst im gefegneten Thiergarten. Bei Nacht scheint es indeß erlaubt und die Wächter der Nacht laufen meist mit brennenden Pfeifen umher. Sie und die Feuercepsoren dürfen wie die Büchercepsoren selber das Verbotene zu sich nehmen.

In Hannover ist das Rauchen ernstlich verboten. Die Hannoveraner sollen illuminiren und nicht rauchen. Hamburg ist noch eine freie Rauchstadt etc.

Wenn man in Deutschland von einer rauchlosen in eine rauchfreie Stadt kommt, meint man immer, man läuft als Verbrecher umher und erschrickt vor jedem Schandarmen. Das ist auch gut, ein Deutscher soll nie vergessen, daß man unter den Schandarmen steht. Freilich wär's gut, wenn wir Deutschen etwas weniger rauchten, aber wir brauchen's doch auch oft, um die Wälder zu vertreiben, die uns quälen und stechen und das Blut ausaugen, wo sie nur beikommen können. Es giebt verschiedene Arten solcher Wälder, manche die zwei und manche die mehr Beine haben, und wieder andere die gar keine Beine haben, und bloß traurige Gedanken sind, die uns um den Kopf schwirren wenn wir die Augen aufmachen und sehen wie es im Vaterlande zugeht

Ist der Mond bewohnt?

Nach neuern, mit dem berühmten Telescop des Lord Rosse angefertigten Untersuchungen, die diesmal in der That kein Mondhumbug sind, ergibt sich, daß der Beobachter jeden, auch nur 60 Fns hohen Gegenstand auf dem Monde bemerken kann. Ständen also Häuser auf dem Monde, wie wir sie in unsern Städten haben, Bäume mittlerer Höhe, u. dgl., man würde sie ohne Schwierigkeit wahrnehmen können. Nichts der Art bietet indessen die Mondoberfläche dar. Da giebt es keine Meere oder andere Gewässer, kein Fruchtfeld, nicht Baum oder Strauch belebt das zerrissene und öde Gebiet. Riesenhafte Felsenmassen mit gähnenden Abgründen bedecken die Mondscheibe überall, so daß kein Raum für animalisches oder vegetabilisches Leben bleibt.

Abgesehen von solchem direkten Bewei-